

Im Abstand des Geschöpfes vollkommen sein, wie der Vater vollkommen ist: das bedeutet, froh und schlicht unsere christliche Liebe in der Beschränktheit, aber auch in der Eigenart unseres natürlichen Menschseins darleben. Der christliche Mann begegnet als Mann dem Du, die christliche Frau als Frau. Diese also in der Unmittelbarkeit ihres fraulichen Gefühls, in der Instinktsicherheit einer vom Geiste erleuchteten fraulichen Seele; jener in der Reflexion und sich vielfach erst mittelbar schenkend in seinem reif gewordenen Wort und Werk. Wir deuten hier nur an.

Das also ist die christliche Begegnung mit dem Du: lebensprühende Lichtbogen zwischen den Polen Gott, Du und Ich, zwischen den Polen Agape und Eros, liebender Selbstverschwendung, Gesetzerfüllung und religiöser Huldigung an den Vater, idealem Gedankenflug und handgreiflichem Ernstmachen in der Treue des Alltags: Fülle und Farbigkeit christlicher Tugenden, christlichen Tuns, umschlungen vom „Bande der Vollkommenheit“; denn das ist die Liebe. In ihr gehorchen wir Jesu Wort: „Seid vollkommen, wie der Vater im Himmel vollkommen ist“, und „so vollzieht sich das Wachstum des Leibes (Christi): Er baut sich auf in Liebe“ (Eph 4, 15).

Es ist keiner von uns, der angesichts dieser wesentlich christlichen Begegnung mit dem Du sich nicht schuldig wüßte und hier auf Erden wohl auch immer wieder mehr oder weniger schuldig würde. Denn noch ist nicht Vollendung. Es ist aber auch keiner von uns, der es nicht in der Gnade wenigstens ansatzweise vermöchte und der nicht hoffen dürfte, daß das Erbarmen des verklärten Herrn an ihm vollkommen mache, was er in seiner zagen Kärglichkeit des Herzens schuldig blieb. Es ist dem Christen heute auferlegt, das offen zu bekennen, zuerst durch sein Tun, dann aber auch durch sein Wort. Weder eine edle Humanität noch sonst eine innerweltlich motivierte Haltung rettet die Welt vor der drohenden Selbstvernichtung oder der fortschreitenden seelischen Versteppung. Wir brauchen die Liebe, die uns von Gott, dem Vater unseres Herrn und Heilands Jesus Christus, geschenkt wird und durch uns, die frei Mit-liebenden, dem Nächsten zukommt. Ohne sie gehen wir über kurz oder lang zugrunde.

Kriegsgefangenschaft

Eine Rückschau

Von KARL SIEBEN S. J.

Wenn sich heute entlassene Kriegsgefangene treffen, dann erzählen sie sich zuerst, in welchen Lagern sie waren. Da hört man die Namen der großen und kleinen Kriegsgefangenenlager Europas, Nordafrikas und Amerikas: Stenay, Cherbourg, Marseille 404, Reims, Lüttich, Mailli, Attichy, Noisy, St. Fons, auf „Deminage“, Lodge Moor, Rimini, Ram-Ram, Camp Fort Douglas, Clark, Aloa und viele andere werden genannt. Jeder dieser Namen

ist dem Gefangenen unvergeßlich. War man zur gleichen Zeit im selben Lager, dann fragt man noch nach einem Kameraden, mit dem der andere vielleicht zusammen war. Meist kennt er ihn nicht, weil er zu einem anderen Cage oder zu einer anderen Kompanie gehörte. Dann heißt es: „Mensch, der Dreck! der Hunger! die Unterbringung! die Lagerpolizei!“ Zum Schluß wird noch irgendeine Episode zum hunderteinsten Male aufgefrischt. Das ist für viele alles, was ihnen bleibt. Da und dort noch die Erinnerung an einen guten Kameraden, mit dem man mehr konnte, als nur Karten spielen. Dann ist es bald aus. Vielfach scheint alles andere versunken und gern vergessen, ohne zur Klarheit menschlichen und männlichen Denkens gelangt zu sein. Für die Menschen, die nicht in der Gefangenschaft waren, ist es schwierig, sich aus den Erzählungen der Entlassenen ein Bild vom Leben in der Gefangenschaft zu machen. Was haben diese Männer damals gedacht und gefühlt, welches waren ihre Leiden und Freuden, wie sind sie mit dem Leben fertig geworden? Endlich erlaubt eine Betrachtung des Verhaltens der Hunderttausende und der Katholiken unter ihnen in der Gefangenschaft bei Berücksichtigung der Sonderart des Lebens Schlüsse auf den heutigen Menschen und den Katholiken allgemein und zeigt, womit die Seelsorge bei diesen Männern zu rechnen und worauf sie sich einzurichten hat.

Man kann die Gefangenschaft mit einem Prisma vergleichen, auf das ein Lichtstrahl fällt. Scheinbar einfarbig und weiß trifft der Lichtstrahl das Glas, wird durch das Prisma aus seiner Bahn gelenkt und in ein Lichtband von vielen Farben zerlegt. Jeder Gefangene ist einfarbig und im wörtlichen Sinne uniform in die Gefangenschaft gekommen, und das Lichtband des „Prismas Gefangenschaft“ hat sehr bald und klar gezeigt, woraus das Licht eines jeden und aller zusammengesetzt war. Es zeigte sich je nach der Brechung und Streuung des Lichtes, je nach den Farbtönen und Farblücken in diesem breiten Lichtband die Natur, die Kraft und die Schwäche des Lichtes und der Quellen, aus denen es floß.

Im Folgenden wird eine Schau der Linien und Farben des Lebens in der Gefangenschaft versucht, besonders des geistigen und des religiösen. Die Darstellung geht von Erlebnissen und Beobachtungen in amerikanischen Lagern Frankreichs aus, die dort in zwei Jahren Gefangenschaftsseelsorge gemacht wurden. Für Italien, Nordafrika, England und Amerika wurde Umfrage gehalten. Die Erfahrungen in diesen Ländern stimmen bei örtlichen Verschiedenheiten mit den in Frankreich gemachten im wesentlichen überein. Rußland und seine Verhältnisse sind nicht berücksichtigt. Ausgenommen sind ferner die sogenannten AA-Lager der politischen Gefangenen in Deutschland. (AA = automatisch arrestiert.)

Wie war es in der Gefangenschaft, und womit war das Denken, Reden, Fühlen und Tun der Gefangenen ausgefüllt?

Ein Hauptthema der Gefangenen war das Essen. Sowohl in den ersten Wochen und Monaten, wo in den Großlagern sehr gehungert wurde, als auch

später, da die eigentlichen Hungermonate vorbei waren. Wohl alle Lager Europas haben an dem Hunger, der in Europa herrscht, in außerordentlicher Weise teilgenommen. In den Hungerwochen kroch das Denken des Gefangenen um diesen Stoff, so müde, wie der einzelne war, oder so gierig, wie das nagende Gefühl des Hungers ihn machte, aber in jedem so zäh wie das menschliche Leben selbst. Es wurde über das Essen geredet, das es gerade gab, das es „schon wieder“ gab, das es laut Plan das nächste Mal geben sollte; es wurde über Lieblingsspeisen daheim gesprochen und vor allen Dingen über die fehlende und ersehnte Menge der Mahlzeiten. Das Essen beschäftigte den Gefangenen in seinen Tag- und Nachtträumen. Des Essens wegen wurde getauscht, gewogen, gekämpft, wurde geneidet, betrogen und da und dort gestohlen. Jedes Pflänzchen wurde auf seine Genießbarkeit untersucht und ausprobiert. In diesen Wochen wurde wenig von etwas anderem, auch nicht vom Geschlechtlichen geredet, weil der Hunger und das Verlangen nach Essen den ganzen Menschen ausfüllte und die körperliche Kraft ganz schwach und klein geworden war. Selbst in den Arbeitslagern, wo meist kein zu großer Hunger herrschte, blieb das Essen ein Hauptgesprächs- und Gedankenstoff des Gefangenen. Im Ertragen des Hungers und seiner Folgen haben sich die jüngeren Gefangenen in der Mehrzahl durch Großzügigkeit und Kameradschaftlichkeit ausgezeichnet, während es bei Männern von Alter und Rang nicht selten zu Kleinkrämerei kam.

Ein zweites großes Thema des Gefangenen war die Frau und das Mädchen. In den ersten Zeiten der Gefangenschaft wurde das sogenannte „Thema I“ des Soldaten unter den Gefangenen nicht besprochen. Erst nach Wochen tauchte es auf, besonders in den Arbeitslagern, wo die Kost besser war, wo man wieder Frauen und Mädchen sah, und Monate später veranlaßt durch die anlaufende Post. Bis dahin hatte dieser Trieb gleichsam geruht und war nicht sehr in das Bewußtsein des einzelnen und der Massen getreten. Es war bis zu einem gewissen Grade eine geistige und körperliche Entwöhnung eingetreten. Nun erwachte in den Verheirateten die Sehnsucht nach Frau und Kind. Das Denken und Reden über Geschlechtliches kam damit wie ein Stein ins Rollen, trieb den Schutt vor sich her und zog eine Staubwolke hinter sich nach. Die Unverheirateten wollten im Gespräch nicht zurückstehen. Viele der Jüngsten sind durch das Beispiel oder die eigene Großmannssucht hineingeschlittert, obwohl sie noch den ersten Flaum am Kinn trugen. Die Beschäftigungslosigkeit und das Herumliegen in den Massenlagern drängte die Menschen zu dieser Art Ablenkung und Scheinfreude. Es wurden sogenannte „Liebeserlebnisse“ und Gedichte dieses Inhalts in Tag- und Nachtarbeit von besonders Interessierten abgeschrieben, Durchschläge angefertigt, vervielfältigt und verbreitet. Man konnte Photos und Bildermäppchen von Hand zu Hand gehen sehen und ihren schlechten Einfluß auf den einzelnen und den großen Kreis beobachten. Beschämend und gewissenlos war es oft, was manche Theater- und Variétédarsteller neben dem

vielen guten schauspielerischen und musikalischen Darbietungen nach dem alten Muster: „... et circenses“ den Gefangenen boten — manchmal nicht ohne spontane Ablehnung bei vielen Männern. Das Gleichgeschlechtliche trat sehr wenig hervor. Es mag bei charakterlich Morschen und schon Verirrten vorgekommen sein. Auch gab es Beschäftigungen, die eine Gefahr in dieser Richtung enthielten. Das monatelange Zusammenwohnen von alt und jung konnte für manchen Ältern eine Gefahr werden. Die Abkapselung von der Außenwelt war etwas Unnatürliches und damit ein Gefahrenherd, aber der Durchschnitt der Gefangenen war in diesem Punkte gesund und empfand im Geschlechtlichen ursprünglich. Ein auffallendes Anwachsen von derlei Verfehlungen der Gefangenen untereinander als Gefangenschaftserscheinung wird man kaum behaupten können.

Von sehr großem Einfluß auf das geistige und seelische Leben der Gefangenen war die Post. Sie stellte die Verbindung mit dem besseren Leben dar, mit der gedachten oder wirklichen Vergangenheit, mit der erhofften und erträumten Zukunft. Sie war die Brücke zur Heimat. Besonders schwer fielen die ersten Monate des Wartens auf die erste Post. Jeden beschäftigte die Frage, ob seine „Rote-Kreuz-Karte“ mit der Mitteilung seiner Gefangennahme zu Hause angekommen sei, ob sie durch die Endereignisse des Krieges vielleicht vernichtet worden und ob sie, wenn nötig, nachgeschickt worden sei. Jeder drängte nach seinem Briefformular oder seiner Karte. Mit der aufkommenden Eintönigkeit des Lebens stieg die Sehnsucht und das Verlangen, eine Nachricht und Gewißheit über die Angehörigen zu bekommen. Die Aufregung und Erwartung löste sich, wenn endlich die erste Post aus der Heimat eintraf — für viele mit einer guten, für sehr viele mit einer schlechten Nachricht, die aber leichter ertragen wurde, als die vorausgegangene quälende Ungewißheit. Das Verlangen nach der Post verließ keinen in der Gefangenschaft. Ob heute Post komme, wer sie hole, warum sie so lange nicht gekommen war, warum man schon zwei- und dreimal nichts dabei gehabt hatte und ob zu Hause etwas passiert war, das füllte die Gedanken aller aus, der Verheirateten und der Unverheirateten. Post bekommen bedeutete neues Aufleben und wieder an das Leben glauben und der Heimat einen Schritt näherkommen; keine Post haben: Verlassenheit, Traurigkeit, Zurückfallen auf sich selbst und tagelanges, erneutes Grübeln. Daher die große Spannung, mit der sie erwartet wurde, die Freude oder die Enttäuschung, die sie brachte. Wer keine Post bekommen hatte, nahm seine alten Briefe hervor, las sie zum soundsovielten Male und klammerte sich gleichsam an sie. Wer Post bekommen hatte, machte sich an die Beantwortung und verbrachte Stunden damit, seinen blauen Brief zu schreiben. Doppelt hart waren jene Gefangenen getroffen, die durch besondere Umstände länger als die anderen Kameraden auf die erste Post warten oder sich sagen mußten: „Ich werde nie welche bekommen“.

Für den Gefangenen war weiter charakteristisch die ihm beim Militär liebgewordene Gewohnheit des Schimpfens. Sie begleitete ihn in die Gefangenschaft. Der Gefangene schimpfte auf alles, mit und ohne Grund: auf das Essen, auf die Behandlung, auf die Unterkunft, das Wetter, die Arbeit, den und jenen eigenen oder fremden Vorgesetzten, auf seine Kameraden und sich selbst, vor allem darauf, daß die Entlassung so lange auf sich warten ließ. Alle die kleinen und größeren Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, die es gab, waren ihm eine — unbewußt — willkommene Gelegenheit zum Schimpfen. Das Schimpfen war das große Ventil, aus dem aller Ärger und Verdruß, alle Gereiztheit ausströmen konnte. Es war immer möglich, tat niemandem weh, fand immer und überall Verständnis und meist Anklang, und wo keine Angeber zuhörten, war es ein ungefährliches Mittel, sich Luft zu machen — im Gegensatz zu anderen Mitteln, die schnell für den einzelnen oder die Gemeinschaft nachteilig werden konnten. Bei nicht wenigen kam dieses Schimpfen aus dem Drang, etwas zu tun, zu reden, sich reden zu hören und seinem Dasein Wert und Nachdruck zu geben. Es gab in der Gefangenschaft Gründe genug zum Klagen, aber das Schimpfen wurde im täglichen Leben übertrieben, durch Sensationslust und die mangelnde Ablenkung hochgetrieben.

Sehr wichtig zum Verständnis des Gefangenen ist sein inneres und äußeres Verhalten zur Arbeit. Die Arbeit war dem Gefangenen so lieb wie die Gefangenschaft selbst. Sie war oft schwer, eintönig und ohne die entsprechende Kost. In den Massenlagern war sie bisweilen Beschäftigungstherapie oder als Strafe gedacht. Infolge des häufigen Wechsels der Arbeitsplätze war es dem Gefangenen kaum möglich, in ein persönliches Verhältnis zu seiner Arbeit zu kommen. Manche mußten nach wochenlangem Nichtstun arbeiten und taten sich doppelt schwer. Da und dort wurde zur Leistungssteigerung die Entlassung in Aussicht gestellt, ohne daß sie erfolgte, und enttäuschte die arbeitswilligen Männer. Aus allem ergab sich, daß der Gefangene nicht gerne arbeitete, daß er einen Willen zur Arbeit meist nicht hatte, daß er sich vor der Arbeit zu drücken suchte, wo er konnte. Solches Arbeiten wirkt auf jeden Menschen in ein bis zwei Jahren zersetzend. Diese Erfahrung der Gefangenschaft allein ist eine Widerlegung aller Wirtschaftssysteme, die dem Menschen die Freude der persönlichen Anteilnahme und das Familieninteresse an seiner Arbeit nehmen. Bei kleineren Kommandos dagegen, wo Handwerker und Fachleute für besondere Arbeiten eingesetzt waren, wurde „mit allen Schikanen“ gearbeitet, „daß alles dran war“. Da konnte man Berufsfreude und Berufsstolz aus Wertbewußtsein beobachten. Es entstand in den Männern, weil sie ihr Können gebrauchen konnten und weil ihre Leistung Beachtung und Wertschätzung fand. Wer seinen Beruf nicht ausüben konnte oder wer keinen Beruf erlernt hatte und immer Hilfsarbeit leisten mußte, hat in der Gefangenschaft die Lust zum Arbeiten wohl für lange verloren. Zu diesen Beobachtungen steht nur in

äußerem Gegensatz, daß die von den Männern geleistete Arbeit den gestellten Anforderungen gut entsprach und die ausländischen Behörden dies auch anerkannten.

Ein anderes, an dem alle teilgenommen haben und das alle Gefangenen beeinflußt hat, war das Organisieren. Vor Kriegsende lief es unter dem Namen „Sabotage“. Nach Kriegsende, bei Not und Hunger, die oft sehr groß waren, hieß es „Selbsthilfe“. Als die Gefangenschaft lange, zu lange dauerte und jeder über den Verlust nachdachte, den er bei der Gefangennahme und seit der Gefangennahme hatte, hieß es sich „schadlos halten“. Auch wo in einem Lager die Verhältnisse erträglich geworden waren, wurde von einem verhältnismäßig großen Prozentsatz der Gefangenen aus Leidenschaft oder zum Zeitvertreib aktiv oder als stiller Teilhaber und Nutznießer „organisiert“ und „geknackt“. Es wurde alles organisiert, das Lebensnotwendige, wie Essen und Kleidung, kleine Nützlichkeiten des täglichen Lebens, Artikel des Tauschhandels für den Markt des Lagers oder „draußen“, sowie Genußmittel aller Art. Nicht jeder hat in gleicher Weise daran teilgenommen, aber gelebt davon hat irgendwie jeder Gefangene, und man kann sagen, daß jeder Gefangene unter dem Einfluß dieses Organisierens gestanden hat.

Ferner wurde das Leben des Gefangenen wesentlich davon mitbestimmt, daß er immer in der Masse lebte und nie allein war. In den Kriegsjahren war jeder auch immer mit anderen zusammen, aber er konnte sich zurückziehen und die Menge fliehen, wenn er es brauchte und wollte. In der Gefangenschaft ging das nicht. Körperlich war man nie allein. Der Lärm und das Getöse aller, mit denen man zusammen wohnte, umgab jeden Gefangenen von morgens bis abends; einschließlich des Lagerlautsprechers, durch den er zu jeder Minute tags und nachts in seiner Gruppe oder namentlich zu erreichen war. Sein Leben spielte sich in aller Öffentlichkeit ab. Keiner konnte allein aufstehen oder allein schlafen gehen. Bei der Arbeit standen Gefangene vor ihm und neben ihm. Niemand konnte sich seine Kameraden auswählen; sie wurden ihm zubestimmt. Sein Essen nahm er mit anderen ein, seine Wohnung teilte er mit ihnen. Jeder war, was alle anderen waren: eine siebenstellige Nummer, deren Zahlen er im Schlaf hersagen konnte, und jeder trug, wie alle anderen, die zwei nicht zu übersehenden, einförmigen Schablonenbuchstaben „P. W.“ auf seiner Kleidung. Jeder war beinahe alles Privaten enteignet. Alle, besonders die sensiblen Menschen, litten unter der entpersönlichen Gleichheit und dem Nie-allein-Sein. Jeder wurde der Masse überdrüssig und gemeinschaftsmüde, ja gemeinschaftsfeindlich. Als Ausdruck hörte man immer wieder: „daheim gehe ich nirgends mehr hin und mache nirgends mehr mit“.

Mit der äußeren Gleichheit in der Masse ging eine innere Gleichschaltung zusammen. Das Denken des einzelnen, das in der Gefangenschaft an sich wenig Anreiz hatte, erlahmte; denn jeder bekam seine Tagesration darin von der Allgemeinheit vorgesetzt. Das Denken aller wurde langsam und unvermeidlich sein eigenes; man schaltete geistig ab. Der geistige Gehalt dieses

Massendenkens bestimmte den Wert des eigenen Denkens. Dieses geistige Dinformat des Gefangenendenkens fand seine Ausprägung auch in der Gefangenessprache. Wie neugeprägtes Kleingeld wurden Ausdrücke und Wörter in den Gefangenessprachsschatz aufgenommen, in Umlauf gebracht, verstanden und standardisiert. Dieser Gefangenessprachsschatz entthob den einzelnen in vielen Dingen des täglichen Lebens der Mühe, nach eigenem Ausdruck zu suchen. In seinem unpersönlichen Massendenken und der Abgeschlossenheit war der Gefangene schutzlos der Hochflut aller Parolen und Gerüchte preisgegeben und dafür anfällig. Seines Haltes beraubt, griff er triebhaft zur Selbstsicherung nach jedem auftauchenden scheinbaren Halt. Darauf beruhte der große gute und schlechte Einfluß der Lagerzeitungen. Ebenso erlahmte der Einzelwille. Was konnte einer schon wollen, wenn er sah, daß alle rings um ihn dieses oder jenes wollten? Was er bejahen oder verneinen sollte, bestimmten die Interessen aller für ihn mit. Nach dem eigenen Wollen wurde niemand gefragt. Der Massenwille war wie ein Strom, der den Einzelwillen aufzog. Jeder tauchte in der Unverantwortlichkeit und dem Unbekannt- und Unbenanntsein des Massenwillens unter. Man tat und wollte, was alle wollten; ja man beeilte sich, das gleiche zu tun, als würde man etwas verlieren, wenn man nicht genau so handelte wie jeder andere. Dieses „man“ war bereits der Ausdruck des in der Masse untergegangenen Ichs. Wer sich von der Masse absetzte, galt als „Spinner“.

Die Wucht der Masse trat am stärksten beim Gefühl in Erscheinung. Wenn im Denken und Wollen einer nach seinen geistigen Fähigkeiten, seiner Erziehung und Vergangenheit noch widerstehen konnte, so hörte diese Widerstandskraft nahezu bei jedem auf, wenn es sich um das Fühlen des Gefangenen handelte. Hier drängte sich der Einfluß der Masse am stärksten auf, und hier war der Gefangene am meisten dem irrationalen Einfluß seiner kollektiven Umwelt ausgeliefert. Das Massengefühl war in der Gefangenschaft eine magische Macht. Was alles dunkel oder hell, dumpf oder leidenschaftlich durchdrang, wurde zum Fühlen eines jeden. Das Fühlen der Masse wurde der Hauptnenner seiner eigenen Denk-, Willens- und Gefühlsfaktoren. Dabei hatte der Mensch aber im Unterbewußtsein ein Unbehagen, denn jeder strebte auch in dieser Lage danach, ein wenig sein eigenes Selbst zu verwirklichen. Das war so gut wie unmöglich, und alles Persönliche ging langsam und sicher unter — zuerst schmerzlich als ein Verlust empfunden, dann aber als Schicksal hingenommen und stumpf ertragen. Im ganzen wurde der einzelne in der Masse so schwach, daß er sich nur in ihr stark fühlte. Er war so schwach, weil er im Grunde trotz der vielen Menschen um ihn in der Menge einsam und allein war, so einsam und allein, daß er sich als einziges lebendes und fühlendes Wesen ringsum vorkam. Je weniger der Gefangene körperlich allein war, um so mehr war er es geistig und seelisch. Wie mutterseelenallein jeder inmitten der Tausende war, eine verlorene Nummer darin, zeigte sich sofort, wenn es zu harten und härtesten Zerreißproben auf die Massengemeinschaft kam, z. B. in der Hungerzeit. Bei manchen übersteigerte sich das ge-

fährdete Ich in grotesken Formen betont vornehmer Kleidung, Sprechweise und Absonderung; es entstand der Typ des sogenannten „Edel-P.W.'s“.

Zum Nie-allein-sein gehörte auch die ständige Bewachung. Auf Schritt und Tritt, nicht immer in der gleichen Art und Weise wurde der Gefangene von seinem Posten begleitet. Er war als einzelner oder in der Gesamtheit seines Lagers immer beobachtet. Hinter ihm stand ein Soldat mit einer geladenen Schußwaffe, und um alle standen die Wachttürme mit den bereitgestellten Gewehren. Nicht als hätte der Gefangene die Gefahr gefürchtet, aber dadurch war vor seinen Menschenwert ein negatives Vorzeichen gesetzt. Seelisch haben alle an dieser ständigen Bewachung weniger oder mehr, z. T. sehr schwer getragen.

Es gab verschiedene kleine Auswege aus der Vermassung. Einer war das Buch. Es konnte dem Gefangenen für Stunden ein geistiges Alleinsein bieten und ihm helfen, in eine andere Welt zu fliehen, die ihn seine eigene für kurze Zeit vergessen ließ. Zum Buch kamen Vorträge zur Förderung des allgemeinen Wissens oder der Berufsausbildung. Sie wurden gern besucht und haben vielen geholfen. Aber sie erlagen den äußeren Schwierigkeiten und der Abstumpfung. Ein anderer Ausweg waren kleine Gemeinschaften. Sie bildeten sich wie Friedensinseln, feststehend gegen die Masse oder auf ihr schwimmend. In diesen kleinen Gemeinschaften entwickelte sich oft rechter Frohsinn, den die Gefangenen auch kannten, ja manchmal eine geradezu freundliche Geborgenheit und echte Teilnahme an Freud und Leid des anderen. Aber sie waren nicht immer und für jeden möglich. In diesen kleinen Kreisen war besonders das stundenlange Erzählen von „Früher und Daheim“ und das Herumzeigen von Fotos beliebt; es war dem Gefangenen wie eine Rückkehr nach Hause, zu seinem zivilen Leben, zu seiner Arbeit und seiner Familie.

Neben dem Durchschnittsgefangenen gab es eine Anzahl alter und junger Männer, zum größeren Teil religiöse Menschen, die ihr eigenes Leben lebten, beinahe unberührt von allem, was um sie vorging. Sie waren in einer anderen Welt wirklich zu Hause, und diese Welt hielt sie aufrecht: die Religion, ihre Familie, ein Fachgebiet, ihr zukünftiges Leben, um das sie sich nicht ängstlich sorgten, für das sie vielmehr schon hier schafften. Diese Männer haben die Nöte und Prüfungen der Gefangenschaft geistig und körperlich am besten bestanden.

Das Erste und Letzte in allem Denken, Reden und Fühlen des Gefangenen war die Entlassung. Sie war für ihn wie ein Sammelbecken, in dem alles zusammenlief, was ihn beschäftigte: Gutes und Schlechtes, Gesundes und Krankes, Kraft und Versagen, Geist und Trieb, sein Freiheitsdrang, seine Heimatliebe, sein Familiensinn und seine Familiensorge, die Hoffnung auf die Zukunft. Sie wurde jetzt das große „Thema I“ des Gefangenen.

In den ersten Wochen und Monaten trat es nicht überall gleich stark hervor. Die Gefangenschaft wurde „nach allem“ wie eine Erlösung hingenommen und war etwas Neues. Auf manchen Rückzügen hatte man sich an diesen Ge-

danken gewöhnen müssen. Für die mittleren und jüngeren Jahrgänge hatte sie das Verlockende eines Abenteurers. Aus dem Verlockenden wurde nun harte Wirklichkeit. Das Abenteuer war zu einem Schicksal geworden, ja, für die meisten zu einer schweren Belastung ihres Lebens und nicht ohne Folgen für ihre Zukunft. Sobald die Tausende das merkten, entstand das Verlangen, aus diesem Zustand herauszukommen. Die Gedankenverbindung „Entlassung“ fing an zu arbeiten und erfaßte restlos die Gehirne aller, die Vorstellungskraft des einzelnen und der Millionen. „Wann werde ich entlassen? In welche Besatzungszone lasse ich mich entlassen? Wie werde ich die Heimat vorfinden?“ Die Männer standen Tag für Tag wortlos am Zaun, starrten durch den Draht in die ersehnte Ferne, körperlich da, geistig meilenweit entfernt von ihren Zeltwüsten. Ein Gedanke beherrschte sie: Entlassung. Der Draht, der sie zurückhielt, wurde für sie immer enger und einzwängender, seine Stacheln immer größer und schärfer; sie rieben sich seelisch an ihm wund. Wurde in einem Lager aus irgendeinem Grund ein Schub Gefangener oder auch nur ein einziger weggebracht, spukte überall der Gedanke „Entlassung“. Hieß es durch den Dolmetscher, daß diese oder jene Männer zur Entlassung kommen würden, dann verbreitete sich das wie ein Lauffeuer im Lager, drängte sich hartnäckig in die Köpfe aller und war nicht wieder herauszubringen.

Das Wort „Entlassung“ war dann von morgens bis abends zu hören: auf den Arbeitsstellen, in den Zelten und Baracken, beim Essenholen, auf den Schreibstuben, beim Schlafengehen, bei den Besprechungen der Kompanie- und Lagerführer. Überall hieß es: „Wann werden wir entlassen?“ Es entstand ein Massenansturm zu den deutschen und fremden Dienststellen und zum Lagerarzt; sie sollten zur Entlassung verhelfen. Alles wurde versucht; ehrliche und unehrliche Mittel wurden angewendet, Güte und Gewalt, Drohung, Arbeitsverweigerung einzelner, Streik ganzer Lager und Flucht. Sehr ungute Begleiterscheinungen blieben bei diesem „Run“ nicht aus. Wurde gar von einem Nachbarlager bekannt, daß es aufgelöst werde und die Gefangenen zur Entlassung kämen, so wurde die Geduld aller auf die härteste Probe gestellt. Man lebte von der Hoffnung und der Erwartung. Gerüchte über Termine durchschwirrten das Lager, wurden von „gut unterrichteten“ Wichtigtuern oder Witbolden in die Welt gesetzt, wurden eifrig besprochen und versandeten nach kurzer Zeit, ließen Müdigkeit, Unwille und Enttäuschungen zurück oder machten neuen Gerüchten Platz. Wahre Elixiere des Teufels waren diese Gerüchte. Je nach der Einstellung des einzelnen wurde das Wort dem einen zum Gebet, dem andern zum Fluch. Was eine Fata Morgana mit dem Trugbild einer Oase dem Verdurstenden in der Wüste ist, das war dem Gefangenen die Entlassung: sie zog ihn an, äffte ihn und ließ jeden um so sehnächtiger und mutloser zurück. Der Zustand, der sich ergab, ist von den Erlebnissen des Krieges am ehesten mit der „Kesselkrankheit“ zu vergleichen. Eine äußere Lage, die für alle gleich ist, wird durch einen Zufall, ein Wort, einen Schatten zu einer alles einreißenden und mit sich reißen-

Macht. Im Kriege war es die Angst und das Wort „Panzer!“, hier das Eingesperrtsein und das Verlangen: raus! heim! nur nicht zurückbleiben müssen!, das alle unter seinen Zwang stellte. Nicht umsonst zählten nach offiziellen Berichten die ausgebrochenen Gefangenen zuzeiten nach Tausenden. Ein Lager, das zur Auflösung bestimmt war, war nicht mehr zu halten. Die Luft war überladen mit Gerüchten und Unruhe. Alle wurden von einer Entlassungswut erfaßt. Niemand war mehr ruhigen Überlegungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Entlassung zugänglich. Wer nicht zur Entlassung drängte, hatte entweder keine Heimat mehr und wußte nicht wohin, oder er getraute sich aus einem andern Grunde nicht nach Hause.

Wie im Leitmotiv eines Musikstückes das ganze Werk anklingt und zusammengefaßt ist, so war in dem, was das Wort „Entlassung“ für den Gefangenen deutete, alles zusammengedrängt, was sein inneres und äußeres Leben ausmachte, es war der Schrei, der alle seine Lieder und Flüche enthielt.

Es gab noch manches andere, was den Gefangenen beschäftigte, aber nicht alle zumal mit der gleichen Heftigkeit. Eine Mode kam auf, z. B. eine bestimmte Mützenform, ein besonderer Stoff, für den der Preis in Waren oder Geld über Nacht emporschnellte, um nach vierzehn Tagen wieder herabzusinken; ein Zwischenfall wühlte die Gemüter für einige Tage auf; Bastelarbeiten wurden begonnen und wieder eingestellt, getragen oder verlassen durch irgendeinen äußeren Zufall. Je nach Gelegenheit erfaßte der Sport, das Tischtennis, das Schachspiel, ein Vortrag, ein Theaterstück, das Kartenspiel kleinere oder größere Gruppen, belebte sie für kurze Zeit und verschwand dann wieder.

Zusammenfassend kann man sagen: ein Gefangenenlager, zumal ein großes, war eine Gemeinschaft, die sich selbst und jeden darin zersetzte; der Durchschnittsgefangene, der keine besondere äußere Aufgabe oder kein Innenleben hatte, zermürbte und zerrieb sich selbst.

Wie in dieser schweren Lage der Christ, der Katholik sich verhielt, wie er versagte oder bestand, soll ein zweiter Aufsatz zeigen.

Gilbert Keith Chesterton

Von FRIEDRICH KNAPP

Bei den jüngstvergangenen „Internationalen Treffen“ in Genf fiel eines besonders auf, was man auch sonst bei Tagungen von Philosophen, Dichtern, Journalisten, Politikern beobachten kann: daß die marxistischen Redner fast aller Färbungen von einer etwas geheimnisvollen, aber deutlich spürbaren Vitalität erfüllt waren, die ihnen (nicht ihren Aussagen) ein starkes geistiges Übergewicht wider ihre „bürgerlichen“ Gegenspieler gab: das naive oder auch ideologisch unterbaute Sendungsbewußtsein, die Überzeugung sowohl von der Notwendigkeit wie von der Zwangsläufigkeit der Entwicklung nach ihrem